Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 68. Bromberg, den 31. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von **Minna Falk.**

Copyright 1927 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

(14. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.)

Die Braut sah sehr gut aus an ihrem Ehrentag.

Kein Mensch wußte eigentlich, daß Hedwig Schwansen so ein hübsches Mädchen war. Sie hatte nie extra etwas aus sich gemacht. Einzelheiten hatte man wohl öfters schon hervorgehoben, ihr Haar zum Beispiel und ihre Zähne. Auch ihre klare Haut war oftmals aufgefallen. Aber ihre Nase hatte nach ihrer eigenen und auch nach anderer Leute Meinung ein bißchen was weg von einer dithmarschen Kartoffel, und das ging nicht ganz daneben. Aber sie hatte sich trotzdem recht gut zurechtgewachsen, und eine kranke Kartoffel war es jedenfalls nicht. Sie war so klar wie das ganze Gesicht. Und um das ganze Mädchen zusammenzufassen — es roch, wie Menschen riechen sollen, mit Erlaubnis zu sagen. Gepflegt und von Grund auf gesund.

Trotz des ungeheuerlichen Besuches verlief alles so einwandfrei festlich, daß selbst Tante Tesche sich wenig drückte.

Es kam denn auch immer mehr Stimmung in die Massen. Von allen Seiten wurde erzählt und gelacht, und beide Schwiegerväter taten das Ihre zum Fluß der Dinge. Sie hatten beide was los in der Anregung und kolportierten nicht nur, sondern brachten auch aus dem Stegreif mal etwas Nettes vor. Wobei J. P. allerdings auch wohl mal mit einem kleinen Unfreiwilligen entgleiste.

Alles in allem, es war eine Verlobung, von der sicher noch lange die Rede sein würde und die einen seltenen Glanz entfaltet hatte. Nicht die kleinste Kleinigkeit hatte gestört. Das heißt, ganz zuletzt geschah noch ein kleines Mißgeschick. Frau Sattlermeister Kraft brach durch einen Korbstuhl, und da sie ein schönes, neues, rosenholzfarbenes Seidenkleid anhatte, war es natürlich doppelt unangenehm.

Der Hausherr als Sachkenner löste sie mit Vorsicht, konnte aber selbstverständlich kleine Beschädigungen bei der Zartheit des Stoffes doch nicht vermeiden und erklärte sich bereit, die ganze Hinterbahn, wie er sich ausdrückte, zu ersetzen, da ein Reststück glücklicherweise noch am Lager sei.

Das nahm dem Fall den tiefen Ernst, und es konnte mit heiteren Ratschlägen angetreten werden, die denn auch nur so hagelten. Und Kolck meinte, ob der kleine Vorfall nicht zu neuen Moden anregen könnte. Es sei bekanntlich nichts so schlimm, als daß es nicht auch noch sein Gutes habe. Vielleicht käme es nun einmal wieder zur Plastik, nachdem die Linie genügend betont sei.

Da kriegte er es aber mit dem Jungvolk zu tun und wurde an die Wand gedrückt.

Und dann allmählich leerte sich das Haus bis auf ein paar Intime. Und zum Schluß brannten noch einmal alle Kerzen, und man ließ die beiden Tage verklingen.

In der Nacht fiel weiter Schnee. Ganz leicht und lose. Die einzelnen Flocken legten sich übereinander, wie die feinsten Daunen es nicht können.

Zwischen den Tagen ging es dann immer noch sachte so weiter mit den Gratulanten, und erst um das neue Jahr herum hatte man allmählich Ruhe.

Silvester war übrigens bei Kolcks Blei gegossen worden, bei welcher Gelegenheit Axel zum allgemeinen Gaudium eine Puppe goß. Klar und erkenntlich. Rumpf, Arme und Beine, alles intakt. Er mußte viel Neckerei über sich ergehen lassen.

„Im Ernst, Axel", sagte Hedwig zu ihm, „war es nicht ulkig, daß wir alle vermanschten Kram gossen und du ganz unzweideutig ein kleines, puppenhaftes Wesen?!" Sie war in Hut und Mantel und zog sich Handschuhe an, während sie eben zu dem Bruder ins Zimmer getreten war.

Axel sah überarbeitet aus. „Kamst du zu mir, um mich das zu fragen, Hete?" sagte er.

„Beiß nur nicht gleich!" sagte die Schwester. „Ich bin nun doch ein paar Tage ohne Bräutigam und bin schon ganz an das viele Bummeln gewöhnt. Ich wollte dich fragen, ob du einen Spaziergang mit mir machst."

„Sonst immer, das weißt du", sagte Axel. „Aber im Augenblick laß mich nur! Ich steh' schon wieder mit Scheuklappen. Immer wieder ist es dieselbe Geschichte, je dichter es an die Kontrolle geht. Es ist ja so wahr, daß wir alle nichts wissen."

„Was soll man da viel reden?" sagte Hedwig. „Hast die Beweise in dir drin, daß dir zur rechten Zeit auch immer die rechte Antwort einfiel, und stehst da wie allemal. Dir ist nicht zu helfen, Bruder."

„Ich glaube, ich habe einen kleinen Stich weg, wie Tante Tesche", sagte Axel kleinlaut.

Da wurde die Schwester böse. „Das rede dir nur ein!" sagte sie. „Dann wirst du es schon schaffen! Hast du denn gar kein Rückgrat, Axel?! Es ist ja so unnatürlich, sich als junger Mensch schon einzupökeln. Denke doch mal darüber nach, wie es dir dann erst später mit dem Unterrichten gehen soll, da mußt du doch alle Tage vorbereitet sein!"

„Ach," sagte Axel mit einem erlösten Aufseufzen, „wenn ich nur erst so weit bin! Dann laß' ich mich in eine Ecke stecken, wo schwere Zungen sind, und weiß, was ich zu geben habe. Wie Öl soll es meinen Schülern eingehen. Geben kann ich aus der Fülle, Hete; nur wenn eingefordert wird, dann ist nichts da. Es muß einem aus dem Wesen fallen wie die Äpfel vom Baum."

„Du mein lieber, lieber Bruder, du", sagte Hedwig. „Jetzt muß ich dir mal die Brille abnehmen." Und das hatte sie auch schon getan und schloß jedes der beiden schwermütigen Augen mit einem Kuß.

Axel senkte den Kopf auf die Schulter seiner Schwester. „Du bist so lieb mit mir", sagte er.

„Muß man nicht lieb mit dir sein, wenn man dich kennt, wie ich dich kenne?" sagte Hedwig. „Wie wünschte ich dir von ganzem Herzen eine gängige Frau, Axel! Eine, die dich warm hält und auftaut und dir ihre Lippen auf die Augen, auf den Mund und auf dein Herz legt . . ."

Axel blieb erschüttert sitzen. —

*

Hedwig überlegte einen Augenblick, ob sie Franzens Mutter bitten sollte, mit ihr zu gehen, aber Frau Kolck war ziemlich gebunden für ein paar Tage. Vater und Sohn übernahmen in einer Nachbarstadt ein Konkurslager und dachten daran, eine Zweigniederlassung zu eröffnen.

Franz würde wohl noch mehrere Tage wegbleiben. Er war jetzt mit großem Eifer bei der Sache; das mußte auch ein gestrenger Beurteiler ihm lassen. Hedwig war so froh darüber, daß er sich sammelte und männlicher wurde.

Es war ihr nun ganz lieb, daß sie allein gegangen war und daß sie einmal in Ruhe zum Nachdenken und Überlegen kam. Es war immer nur ein Auf und Ab gewesen, und alles hatte man gleiten lassen.

Nun wollte sie bewußter ihrem Ziel zustreben. Wollte eine gute Frau und ein guter Mensch werden und wollte sich zu Verantwortungsgefühl erziehen, wie Propst Helge

sagte. Was war es für eine große und schöne Aufgabe, Kindern das Leben zu schenken, sie schon mit guten und reinen Gedanken zu nähren, wenn man sie noch unter dem Herzen trug, und ihnen nachher alles geben zu können, was man selbst oft schmerzlich entbehrt hatte! Das Ankriechen und Unter-den-Flügeln-Sitzen, wenn die ersten zitternden Fragen kamen!

Hedwig wollte nicht undankbar gegen ihre Eltern sein; sie hatten viel Gutes zu Hause gehabt, sie und ihre Geschwister, und hatten es immer noch. Aber war es nicht das Schönste und Beste für ein Kind, wenn es sich gegen seine Mutter drücken konnte, und Mutter blieb stillsitzen und hörte den Herzschlag ab und wußte Bescheid? Und strich einem über den Kopf und sagte, was man wissen wollte, ohne daß man den Mund auftat?

Mutter Kolck war so. Die konnte es.

Alles Suchen und Sinnen und all der aufglühende gute Wille schlug sich um Dorette Kolck, die sicher von Singen und Klingen im Blut getroffen wurde und die zukünftige Schwiegertochter in Gedanken vielleicht begleitete auf ihrem einsamen Spaziergang.

Hedwig erschrak fast, als es schon leise zu dämmern beginnen wollte. Eiligen Schrittes und von der schönen, reinen Winterluft erfrischt, ging sie den Weg zurück und schaffte ihn fast in der halben Zeit.

Es schlug eben fünf vom Turm, als sie durchs Tor schreiten wollte, da sagte Berne Specht, der alte, langjährig vertraute Briefträger, zu ihr: „Ich habe etwas Eingeschriebenes für Sie, Fräulein Hedwig; 'n ganz dicken. Da sitzt wohl noch nachträglich zur Verlobung was drin."

Hedwig nahm den Stift und konnte kaum unterschreiben. Denn der Brief war von Edmund Olden; sie erkannte von dem Rosenkorb her, dem ein paar Worte beigelegen hatten, die festen, steilen Schriftzüge.

„Die Finger sind einem doch klamm", sagte sie.

Und Briefträger Specht meinte scherzend: „Wenn's Herz nur warm ist!" Und ging seiner Wege. —

Hedwig gab sich keine Rechenschaft, warum sie den Brief zunächst ungelesen in ihre Kommode schloß. Ihr war im Treppenhaus und auf dem Flur kein Mensch begegnet, sie war unangefochten bis in ihr Zimmer gekommen und hätte, nachdem sie nun so lange geblieben war, ganz gut noch eine halbe Stunde allein und ungestört oben bleiben können. Mutter ließ ihr ohnehin scheinbar alles durchgehen jetzt. Ja, sie hätte den Brief wahrhaftig in Ruhe lesen können, aber statt dessen kam sie noch einmal in ihr Zimmer zurück, als sie auf dem Wege nach unten war, und sah nach, ob sie das Schubfach auch wohl gut und sicher abgeschlossen hatte.

Hedwig schämte sich hinterher. War denn ein Mensch im Hause, der an ihre Sachen ging? Der Gedanke war doch noch nie in ihr aufgekommen. —

Henny sagte unten in der Küche: „Hättst mich auch mitnehmen können, Große! Man weiß gar nicht mehr, daß man noch eine Schwester hat. Käte weg und du nie zu haben!" Und nach einem Blick in Hedwigs Gesicht fügte sie hinzu: „Ist dir die Petersilie verhagelt?"

„Was du man immer hast!"

„Ich hab' gar nichts", sagte die Kleine patzig. „Die was haben, das sind immer die Großen. Ich meinte, du wolltest Kartoffelpfannkuchen backen heute abend, das wird nun doch viel zu spät."

„Ja," sagte Hedwig, „damit wird es nun vielleicht ein bißchen spät, die halten ziemlich lange auf; ich back' denn einen anderen Tag welche. Heute brate ich recht knusperige Bratkartoffeln, die magst du doch auch gerne. Komm, pell schnell welche mit ab! Ich geh' morgen auch mit dir Schlittschuhlaufen, wenn es Mutter recht ist."

Da war Henny sofort bereit und redete einen Kohl zusammen, daß Hedwig kein Wort zu sagen brauchte.

Auch am Abendbrottisch war die Unterhaltung lebhaft; da fiel es auch weiter nicht auf, wenn einer schwieg. Die alte Guste Stümer, die seit Gedenken Zeitungen trug, hatte zehntausend Mark vermacht gekriegt. Davon war die ganze Stadt voll. Gerd Vollhagen, ein alter Sonderling, der keine Leibeserben hinterließ und in diesen Tagen gestorben war, hatte in seinem Testament erklärt, er hätte so oft gedacht, wenn er bei Wind und Wetter Guste mit ihrem Arm voll Zeitungen vorbeimarschieren sah, wieviel besser er es doch gehabt hätte in seinem langen Leben; und warum wohl? Ein unwiderstehliches Verlangen plage ihn, so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit zu schaffen für seinen bescheidenen Teil. Darum sei hiermit bestimmt und notariell beglaubigt, daß Guste zehntausend Mark aus seiner Hinterlassenschaft auszuzahlen seien. Das heißt: nicht eigentlich auszuzahlen, sintemalen Guste dann doch wohl bald nichts mehr haben würde, man könnte es ihr abschwindeln oder so dergleichen. Das Geld sei für sie festzulegen und nur in Vierteljahrsraten die Zinsen auszubezahlen. Für das Kapital könnte sie sich dann zu guter Letzt einen Sarg aus Ebenholz machen lassen und von einem Künstler ein Grabdenkmal mit der Inschrift etwa:

„Guste Stümer hat jetzt Ruh.
Wer trägt unser Kreisblatt nu? — —"

Da war wohl kein Mensch in der Gegend, der der Alten das viele Geld nicht gönnte, aber es wurde natürlich auch viel auf ihre Kosten gelacht. Und Schwansen sagte nicht ganz unzutreffend: „Der Kerl war ein Filou, der hat sich über uns alle miteinander lustig gemacht. Bei mir wollte er früher mal eine gestreifte Hose kaufen und Pfeffer und Salz dazu zum Rock. Zwei Stunden hat er mich unter Wasser gehalten, und dann gab er mir die Hand und sagte: „Mancher Handel ist zu leicht, Schwansen, und denn kommt auch mal wieder einer, der schwer ist. Das muß alles sein, von wegen der Balance." Und dabei stand er auf seinen langen, dünnen Stelzbeinen vor mir und grinste mich an."

„Ja," sagte Nikoline, „von den Besten war es keiner. Aber schließlich: Geld ist Geld, und Juste hat es nun."

„Und den Grabstein hat sie auch", sagte Tante Tesche trocken und stand auf. —

Henny drückte sich an Hedwig. „Geh mal mit mir ins Kino!" bat sie.

„Nicht heute, Lütte", sagte Hedwig. „Ich bin heute nicht dazu aufgelegt. Was wird denn überhaupt gespielt?"

„Nichts von Liebe", sagte Henny. „Kinder haben Zutritt. Frag doch mal Mutter, Hete, ob ich nicht mit Grete Blank hingehen darf! Die geht mit ihrer Schwester Trude, und die nehmen mich gerne mit, wenn ich darf."

Henny durfte mitgehen. Und Hedwig konnte unaufgehalten und ungestört bei sich in ihrer eigenen Stube sitzen.

Da machte sie denn nun auch nicht viel Umstände mehr und erbrach den Brief.

„Sehr geehrtes liebes Fräulein Schwansen," schrieb Edmund Olden, „nun sind Monate vergangen seit unserm absonderlichen Zusammentreffen in Büsum, und nachdem Sie in diesen Monaten nichts von mir gehört haben, werden Sie erstaunt sein, heute, und zwar nach den Festen, diesen langen Schreibebrief von mir zu erhalten, aber eben die Feste haben die Entscheidung in mir reifen lassen.

Ich habe mich schmerzlich einsam gefühlt.

Meine Verlobung ist seit zwei Monaten aufgehoben, und ein eigentliches Elternhaus habe ich auch nicht. Meine Mutter ist schon bald zwanzig Jahre tot, und nachdem mein Vater kürzlich seine langjährige Hausdame geheiratet hat, ist es zwischen uns zu Auseinandersetzungen gekommen, die leider mit einem Bruch endigten. Nicht ganz ohne meine Schuld. Aber das gehört einstweilen nicht hierher.

(Fortsetzung folgt.)

Ein echter Rembrandt in Warschau?

Der Pfarrer der Allerheiligenkirche in Warschau, der Geistliche Dr. M. Godlewski, hat in seiner Kirche in einer neben dem Chore befindlichen Kammer ein altes, sehr stark beschädigtes Bild gefunden, das wichtigen Merkmalen nach ein Originalgemälde von Rembrandt zu sein scheint. Der Geistliche Godlewski macht in der „Gazeta Warszawska" (vom 25. 3.) über die Entdeckung dieses Bildes folgende Angaben. Schon im Jahre 1915 hat er, als er bei Übernahme der Kirche das Inventar derselben niederschrieb, in der erwähnten Kammer einige anscheinend ganz wertlose Bilder gefunden. Eines derselben war ganz besonders beschädigt; es war durchlöchert und auf der Rückseite mit Flicklappen versehen. Dieser Umstand, aus welchem geschlossen werden konnte, daß das Bild oft restauriert worden sei, also von einem guten Maler herrühren müßte, veranlaßte Godlewski, Sachverständige zu Rate zu ziehen. Diese gaben das Gutachten ab, daß das Bild infolge allzu großer Beschädigung wertlos sei. Vor einigen Wochen legte jedoch Pfarrer Godlewski das Bild dem Kunstmaler Jan Kasprzycki vor, der nach Prüfung des Bildes der Meinung Ausdruck gab, daß es noch gerettet werden könne. Im Auftrage Godlewskis hat Kasprzycki das Bild doubliert (weil die Leinwand durchgefault war) und den unteren Teil des Bildes von den übermalten Farben befreit. Nachdem dies geschehen war, kam die Unterschrift: „Rembrandt v. Ryt." zum Vorschein. Nach dieser Entdeckung wurden die weiteren Arbeiten am Bilde eingestellt. Das Bild stellt, soweit es sichtbar ist, den segnenden Isaak dar. Sichtbar ist auch das Antlitz Rebekkas, die, am Eingang in das Zelt stehend, ins Weite zu blicken scheint, gleichwie ängstlich spähend, ob Esau sich nicht nähere. Nach Ansicht des bekannten Wiederherstellers alter Bilder, Rutkowski, ist das Bild von der Allerheiligenkirche wiederherstellungsfähig; nach seiner Ansicht können noch 80 Prozent des Bildes gerettet werden.

Mr. Cunnighams Doppelgänger.

Skizze von **Walter Anatole Persich.**

Den Anlaß zu Mister Cunnighams Kampf bildete ein ordnungsgemäß von der Bank erledigter Scheck. Als Mr. William Cunnigham diesen Scheck zum ersten Male sah, riß er die Augen ungewohnt weit auf. Ganz gegen seine Gewohnheit gab er sich alsdann okkultistischen Grübeleien hin — noch erstaunlicher schien es, daß sich Cunnigham gegen elf Uhr vormittags durch das rasende Tempo seines Bureaus hindurch zum Lift bewegte. Dreiundvierzig Angestellte hoben erstaunt den Kopf, um ihn im selben Augenblick wieder zu senken — gleich einem gewaltigen Fragezeichen hinter einem tosenden Satz schloß sich knallend die schwere Tür . . .

Wir finden eine halbe Stunde später Mister Cunnigham im Privatkontor des Bankgewaltigen Carlton, der persönlich nur für Leute von dreißig Millionen an aufwärts zu sprechen ist. Für Cunnigham ist er zu sprechen, denn beide hängen in gleichem Maße voneinander ab — gemeinsam eine Macht, sind ihre Häuser allein von mancher Kapitalkraft zu schlagen.

Natürlich halten sich die beiden Herren gegenseitig für die prachtvollsten Menschen der Welt. Infolgedessen bespricht Mister Carlton heute mit hingebungsvollem Ernst einen Fall, dessen leiseste Möglichkeit er jedem anderen als Cunnigham gegenüber entrüstet bestreiten würde. Er läßt sogar, um eine Aufklärung zu beschleunigen, den ersten Kassierer kommen.

Der Kassenwart erscheint. „Gegen fünf Uhr dreizehn trat ein Herr an den Schalter, den ich sofort als Mister Cunnigham erkannnte. Um einen so wertvollen Kunden nicht nervös zu machen, prüfte ich den Scheck erst nach der Auszahlung. Der Vergleich mit der Unterschrift im Archiv ergab nicht die leiseste Unstimmigkeit — bitte, überzeugen Sie sich!"

„Das Arge ist ja", meinte Cunnigham niedergeschlagen, „daß nicht einmal ich einen Unterschied feststellen kann. Ich habe aber diesen Scheck nicht geschrieben — und doch fehlt das Formular im Scheckbuch, das ich niemals aus der Hand lege!"

Die lange Unterredung führte zu keinem Ergebnis. Später, in seinem Büro, wollte Cunnigham schon an zeitweilige Geistesgestörtheit glauben — aber in seinem Besitz fand sich kein Cent von diesen rätselhaften 400 000 Dollar. Wütend bohrte er seine Schuhe in den schweren Perser — der Sekretär brachte die Nachmittagspost.

„Dreiundzwanzig Bettelbriefe. Sechzehnhundert Aufträge. Die Abrechnungen über die gestern gekauften Niagara-Chokolate-Aktien, die man Ihnen gestern ins Restaurant sandte."

„Wohin sandte man mir Aktien, Fuller?" Cunnigham war starr.

„Ins Restaurant Perkins — laut dieser Abrechnung. Schlußscheine von Dry & Co.. Dort muß eine Quittung von Ihnen vorliegen."

„Sofort anrufen!" — Am Hörer: „Gewiß, hier Prokurist Hopkins! Ich persönlich brachte Ihnen die Papiere in Anbetracht der Höhe ins Restaurant. Sie saßen dort mit zwei bekannten Finanziers." Stöhnend hängte Cunnigham ab. —

— — Der Detektiv entdeckte nicht mehr als die Polizei. Ein paar vernünftige Ratschläge: chiffrierte Bezeichnungen für jede Order, jedes Schreiben. Telegramme benachrichtigten die Geschäftsfreunde. Das Personal wurde angewiesen, jeden Morgen den Chef genau zu beobachten, nach kleinen Merkmalen zu prüfen, ob der wirkliche Herr einträte. — —

Schon nachmittags tobten die Zeitungsboys: „Der Doppelgänger des Millionärs — Wahrheit oder Schwindel?" —

Natürlich schuf das alles ein geheimes Mißtrauen gegen Cunnigham. Wallstreet hatte zuviel Schwindler erlebt, um nicht zu fürchten, von einem Bankrotteur getäuscht zu werden. Noch herrschte ahnungsvolles Lauern — wer wollte es wohl mit einem solchen Koloß wie Cunnigham zu früh verderben? Aber eine Schlappe in dieser kritischen Lage, und die Meute hätte ihn zerrissen. . . .

Fiebernd verbrachte Newyork die nächsten drei Tage. Schon die ersten vierundzwanzig Stunden enthielten als Neuigkeit: 1 000 000 Dollar Kredit abgehoben durch die neuen Chiffren — Cunnigham aber hatte nicht die geringste Ahnung, wo das Geld geblieben war. Er besaß davon nicht einen Cent. Sperrung aller Guthaben. Am nächsten Tage kam Cunnigham zu Carlton und ließ sich 500 000 Dollar auszahlen. Die Gentlemen trennten sich mit festem Händedruck. Abends im Klub wollte Carlton eine Bemerkung über die Sache machen — sein Freund wurde bleich, brach zusammen — der Doppelgänger hatte selbst hier Beute gemacht.

Die Morgenblätter verkauften dann doppelte Auflagen: „Cunnigham verschenkte sein halbes Vermögen!" — Auf Anraten des Detektivs hatte der Kaufherr diese Meldung in die Presse gesetzt. Schon drei Stunden später rief man ihn ans Telephon: „Hier Cunnigham Zwei. Good Morning, Sie kommen zur Vernunft? Punkt drei Uhr fünfzehn erwarte Sie im Auto Ecke 5. Avennue und 43. Street, Geldübergabe in einem kleinen Koffer. Sofern Sie versuchen, kein „fair play" zu machen, geht der Kampf bis zu Ihrer Vernichtung weiter."

Der Anruf war durch einen Automaten erfolgt. Cunnigham zitterte, ordnete sich aber trotzdem den Anweisungen des Detektivs unter.

3.14 Uhr hielt an der bezeichneten Ecke die Limousine Cunnighams. Als Chauffeur fungierte der Detektiv. Scheinbar also hielt man die Bedingungen. Sechzehn Sekunden später stoppte ein dem ersten Wagen vollkommen ähnliches Auto an der gleichen Stelle. Ein Fenster rollte herab, der zweite Cunnigham griff mit großer Hand nach dem Lederköfferchen, eine maskierte Frau neben ihm richtete den Lauf ihres Brownings auf den Magnaten, der Chauffeur spielte mit einem Revolver in Richtung des Detektivs. „Ausgezeichnet, Mister. Wir werden sehen, ob ich noch heute abend mit dem nächsten Schiff nach Europa fahren kann!" Der Gauner öffnete den Koffer.

Das Tempo des Wortes versagt am Rasen der nun folgenden Geschehnisse: ein rumpelnder Ford verursachte vor den beiden Autos eine Verkehrsstockung. Zwei von seinen fünf Insassen steigen aus, um die kleine Panne zu beseitigen, drei Fußgänger drängten sich aus dem flutenden Strom auf den Fahrdamm — die Männer aus dem Ford hantierten mit einer eisernen Stange und kamen in die Nähe des Autos von Cunnigham Zwei. Dieser stieß gerade einen Fluch aus — ihm fiel Zeitungspapier in die Hände aus dem nun offenen Köfferchen, anstelle der großen Dollarnoten. Der Anlasser surrte, die Stange war von den verkappten Polizisten nur in die Spanten *eines* Rades hereingedrückt worden und wurde durch die erste Umdrehung schon auf den Bürgersteig geschleudert, ein Mann lag unter dem Wagen des Doppelgängers. Neben Cunnigham splitterte das Fenster — die Frau im anderen Auto hatte abgedrückt und schon sauste der Wagen um die nächste Straßenecke. Der Verkehrsschutzmann hielt Cunnighams *richtigen* Wagen, der dieselbe Nummer trug, wegen zu schnellen Fahrens an. Verfolgung sinnlos...

Der nächste Morgen. Cunnigham betritt sein Büro eine halbe Stunde später, als üblich. Kaum schließt sich hinter ihm die Tür, als drei, nein fünf, nein zehn seiner Angestellten über ihn herfallen, ihn fesseln und zu Boden werfen. Er will sich gegen diese Art von Empfang verwahren — da sieht er in der Tür des Privatkontors — sich selbst! Ist er vollends irrsinnig? Er schreit: „Boys, seid vernünftig: das ist der Gauner!" Man stopft ihm ein paar Taschentücher in den Mund, zehn Minuten später fährt man ihn schon zur Polizei. Er wird besinnungslos. Bleibt vernehmungsunfähig und stottert nur unzusammenhängendes Zeug.

Die Zeugenaussagen ergänzen sich lückenlos und schließen die Kette der Beweise *gegen* ihn, den *richtigen* Cunnigham. Das Personal beschwört die Echtheit des in seinem Privatkontor weilenden Chefs. Chauffeur und Hauspersonal unterstützen die Aussagen. Der Pächter des Restaurants unten im Hausflur erzählt, der falsche Cunnigham habe am Vormittag eine halbe Stunde bei ihm Soda (die Vorsilbe „Whisky" läßt er als unwichtig aus) getrunken. Sein verstörtes Wesen sei ihm aufgefallen.

Während der Nervenkranke noch in der Klinik liegt, wird der Prozeß zugunsten seines Gegners entschieden. Die Bestrafung ist illusorisch, weil der verurteilte Mister Cunnigham niemals wieder seine vollen Geisteskräfte erlangt. Und der Großmut des „durch ihn so vielfach Geschädigten" hat er es zu danken, daß ihm der Aufenthalt in einem der teuersten Sanatorien der U. S. A. ermöglicht wird, daß er nicht in den gefängnismäßigen Irrenhäusern der Armen seinen Tod erwarten muß.

Jeder Wärter, jeder Besucher (und viele kommen, ein gleichfalls hier internierter Journalist hat sogar versucht, *ihn* als den richtigen Cunnigham zu einem Märtyrer zu stempeln!) wird in seinen Augen der „Falsche Mister" Cunnigham. Er ist verrückt geworden, weil er nicht begreifen kann, daß er sein eigener Doppelgänger, daß sein Doppelgänger er selbst sein soll . . .

Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig sein, beliebt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als sittliche Pflicht und Vorbedingung wahren Lebensglücks aufzufassen und in Ehren zu halten.

B. Böhmert.

Vogel im Meer.

Skizze von **Heinz Ludwig Raymann.**

Die bretonischen Fischer, die schon seit Wochen mit ihrem uralten braunbesegelten Zweimaster auf dem Atlantik lagen und fluchend die schweren Netze hievten, horchten mit einem Male auf und hielten verstummend mit dem Einholen der Netze inne. Ein Ton drang durch die Luft, den sie auf dem Meere noch nicht gehört hatten. Plötzlich erblickten sie zu ihrem maßlosen Erstaunen, eben aus einer Regenwolke tretend, ein Flugzeug, das silberweiß in der Sonne blitzte. So weiß hatten sie noch keins gesehen. Der Flieger kam geradewegs auf den Zweimaster zu. Die Fischer starrten und begriffen dies nicht, bis einer schrie: „Er hat sich verflogen!" Da nickten alle; der Steuermann holte eilends die Signalflaggen und winkte aufgeregt Zeichen. Der Apparat wuchs mit unheimlicher Geschwindigkeit zu nie geschauter Größe an. Das Brausen des Propellers erfüllte tosend den Raum. Das Flugzeug flog dicht über sie hin, so niedrig, daß es fast die Flagge auf dem Mast streifte. Die Fischer duckten sich unwillkürlich vor dem unheimlichen Riesenvogel. Sie sahen einen Kopf in wulstiger Lederkappe und winkende Hände. Da schrien sie wie besessen und schwenkten unbeholfen ihre seegebräunten Seemannspranken. Während der Steuermann den Fliegern die Richtung zur Küste mit verzweifelter Anstrengung verständlich zu machen suchte, hob sich der weiße Vogel leicht in die Höhe und entfernte sich schnell über dem Meere nach Westen zu, in den Abend hinein. Bald hatten die dort aufkommenden Wolken den Stahlvogel verschluckt. Starr standen die Fischer und schauten. Bis sie sich aus dem Staunen lösten und in wilden Mutmaßungen über das Unfaßbare ergingen. Alle hielten die Flieger für verloren, wenn sie nicht den Weg zurück zur Küste fänden. Sie standen erregt in ihren breiten, mit Schuppen übersäten Buxen herum. Die kurzen Tonpfeifen erloschen fortwährend, so daß sie viele Zündhölzchen am Hosenboden anreiben mußten. Die Netze mit dem zappelnden Inhalt rutschten langsam ins Wasser zurück. Allmählich sank der Abend auf's Meer. Die Fischer spürten ein aufkommendes Wetter in den Knochen. Sie refften die Segel, setzten Toplaternen und Bordlichter und ergingen sich noch lange, nachdem sie ihre Näpfe leergegessen hatten, über das merkwürdige Erlebnis.

*

Die beiden Flieger hatten indes den Apparat auf 800 Meter hochgeschraubt. In dieser Höhe blies ein günstiger Ost-Westpassat. Der Motor lief mit Vollgas. Er brummte wie ein Urtier und riß den Apparat rasend vorwärts. Der eine Pilot saß am Steuer, der andere rauchte eine Zigarette und schaute nach Schiffen aus. Der Ozean dehnte sich in ungeheurem, wässernem Bogen von Horizont zu Horizont. Grenzenlose, gefurchte Wasser. Basalten rollend. Im Süden hingen Regenwolken in langen zerfledderten Streifen aufs Meer. Die Sonne versank, eine blendende Strahlenbahn aufs Meer werfend, rotglühend hinter violett sich auftürmenden Wolkenzügen, die beide Flieger nachdenklich betrachteten. Ganz hoch im Norden stand die lange Rauchfahne eines Riesendampfers in der abendblauen Luft. Möven flogen noch eine Weile mit; dann blieben auch sie zurück.

Die Flieger schauten nach Uhren, Skalen, Meßapparaten, beobachteten die Benzinzuleitung, den Öldruck, Höhenmesser und immer wieder den Kreiselkompaß. Sie hielten, nachdem sie anfänglich zu weit nach Süden abgekommen waren, nun Kurs scharf Nordwest. Sie waren erst wenige Stunden unterwegs, hatten also bis zur amerikanischen Festlandküste bei günstigem Wetter noch mindestens dreißig Stunden Flugzeit vor sich. Die Vorräte an Benzin und Öl reichten aus, ebenso die Lebensmittel und Erfrischungen. Die Piloten lösten sich dreistündlich ab. Eine Unterhaltung war bei dem Propellergeräusch nicht gut möglich.

Es war inzwischen völlig Nacht geworden. Im Führerstand glühte vor Urnen und Tabellen gedämpftes weißes und blaues Licht. Der Sternhimmel hatte sich allmählich ganz zugezogen. Draußen war nichts mehr zu erkennen, vom Meer nichts zu sehen und zu hören. Ab und zu ließen sie die unter den Tragflächen angebrachten Scheinwerfer aufblitzen, aber ihr Licht verlor sich in der großen Dunkelheit. Sie hingen verloren im völlig finstern Raum, in der Schwärze der Weltnacht, in grenzenloser Einsamkeit. Das einzige, was lebte, war das Propellergebraus und der Takt des Motors.

Plötzlich klatschte Regen an die Fenster des Führersitzes. Ein Windstoß schüttelte den Apparat, daß der schlafende Flieger aufwachte und nach vorn kam. Der am Steuerrad zuckte die Achseln. An dem häufigen Rütteln des Flugzeuges merkten sie das Aufkommen des Sturmes. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach der Magnetnadel des Kompasses die finstere Nacht zu durchschneiden. In höhere Luftschichten konnten sie nicht aufsteigen, weil das Flugzeug zu schwer war. In tieferen Lagen war der Sturm, wie sie rasch feststellten, noch stärker. Sie lösten sich ab. Aber der abgelöste Flieger legte sich nicht in die Hängematte, er untersuchte alle Leitungen, Ventile und horchte auf den Gang des Motors. So flogen sie mehrere Stunden. Der Sturm war immer stärker geworden. Ab und zu flackerte der Blitzschein eines fernen Gewitters auf. Dann sahen sie für einen kurzen Augenblick die haushoch getürmten weißschäumenden Wogen des Meeres drohend unter sich. Der Sturm schüttelte den Apparat wie mit Riesenfäusten. Er ließ ihn plötzlich in ein jähes Luftloch fallen, um ihn im nächsten Augenblick wie auf einer gewaltigen Windwoge hochzuheben. Plötzlich gab es einen heftigen Stoß, daß der Apparat fast umschlug. Er kam aber schnell wieder ins Gleichgewicht. Da stieß der Führer dem andern die Faust in die Rippen und zeigte auf niederrieselnde Nässe. Der andere erblaßte: die Benzinleitung war gebrochen, völlig auseinandergerissen. Sie schauten sich in die Augen. Der andere verstand.

In diesem Augenblick setzte der Motor aus. Unheimliche Stille. Dann stürzte der Apparat, steuerlos geworden, mit dem Motor nach unten in rasender Schnelligkeit ab. Die Flieger fanden keine Zeit mehr, das mitgenommene Gummifloß klar zu machen oder die Schwimmwesten anzuziehen. Schon klatschte das Flugzeug, ein Landapparat ohne Schwimmer, mit furchtbarem Aufprall in das hochspritzende Wasser. Der Motor zischte böse. Der Apparat wurde einige Augenblicke von den aufgeregten Wellen hin und her geworfen. Die Flieger öffneten rasch die kleine Kabinentür; aber eine gewaltige Woge schlug sie zurück. Sie reichten sich stumm die Hände. Dann schlugen die Wasser gurgelnd über dem Apparat zusammen. Einen Schweif von Luftblasen hinter sich herziehend, sank der weiße Vogel in kurzer Spirale taumelnd in die dunkle Tiefe des Atlantischen Ozeans.

*

Irgendwo liegt in der grünen Dämmerung des ungeheuren Wasserberges halb vergraben in phantastischem Meerpflanzengewirr ein seltsames Tier. Eine weiße Riesenmöve, den Schwanz steil nach oben gerichtet, starr, tot. Rundäugige Meerungeheuer rudern klobig heran und glotzen aus phosphoreszierenden Augen das seltsame Tier starr an. Fangarme gleiten am stählernen Rumpf ab. Silbrige Flossen blitzen über ihn hin. Der einst leicht beschwingte Riesenvogel ruht tot auf dem Meeresgrund und versinkt langsam in Tang und Sand. Niemand weiß wo.

Bunte Chronik

*** Ein alter Forst in Neu-Seeland.** Die geologische Geschichte Neu-Seelands ist den Gelehrten ziemlich gut bekannt, die interessanten vulkanischen Erscheinungen verschiedenster Art geben zahlreiche Anhaltspunkte, um sich ein gutes Bild von den fernen Zeiten zu machen, als noch kein Maori, geschweige denn ein Weißer den Fuß auf die Inseln gesetzt hatte. Selten bietet sich dagegen die Möglichkeit, auf Grund unmittelbarer Anschauung eine Vorstellung vom Aussehen einer Gegend vor einigen Jahrhunderten zu gewinnen. Die Anlage eines großen Kraftwerks bei Arapuni im Waikato-Flusse hat nun eine solche Gelegenheit gegeben. Bei diesen Arbeiten erwies es sich als nötig, den Fluß abzudämmen und sein Wasser in ein altes Strombett, das heute etwa 70 Meter höher liegt, als das gegenwärtige, abzuleiten. Als das Wasser in den alten Flußlauf strömte, wusch es alsbald dessen obere, aus Bimsstein bestehende Schicht aus, bahnte sich einen Weg durch eine darunter liegende Tonlage und brachte schließlich das Geröll des ursprünglichen Bettes ans Tageslicht. In der Tonschicht fand man nun die Stümpfe riesiger Bäume, mit einem Durchmesser von über einem Meter. Offenbar begann hier, nachdem der Fluß seinen Lauf geändert hatte, ein Wald zu wachsen, dessen Bäume bereits manches Jahrhundert alt geworden waren, als ein vulkanischer Ausbruch sie unter einem Bimssteinregen begrub. Dabei wurde ihr oberer Teil sicher von Feuer zerstört. Ein Sumpf, der sich später in der Gegend bildete und sie unter Wasser setzte, verhinderte das Verfaulen und Vermodern der Stümpfe, die jetzt durch einen Zufall wieder ans Tageslicht gebracht wurden und den Bewohnern der Gegend billiges Feuerholz liefern.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.